



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 45.

Wiesbaden, den 8. August 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Rheinfahrt“, von Kurt Kähler. — „Der weiße Pfau“, von Clara Blühgen. — „Rinderbraten“, von Karl Röttger. — „Das Wunder“, von Ilse Reide. — „Der Pippel Schneider“, von Gustav Schröder. — „Riesert“, von F. Schrödinghamer-Pelmbal (Schluß). — „Bilderbogen fürs Haus.“ — „Aufsige Ecke.“

Zum Geleite:

Der Mensch darf, so er muß sich die Atmosphäre, in der er atmen soll, selbst abstecken, und daraus, daß die Wenigsten dies im rechten Moment tun, daß sie die daraus entspringenden augenblicklichen Verlegenheiten scheuen und sich lieber den größeren zukünftigen aussetzen, geht viel Unheil hervor.

Q e s e l.

Rheinfahrt.

Von Kurt Kähler.

Als ich in Neuwied aufs Dampfschiff kam, um den Rhein hinauf bis Koblenz zu fahren, sahen hundert Soldaten auf Deck, an langen, blumengeschmückten Tischen. Mächtige Schlüsselrinderbraten wurden aufgetragen und leer gegessen, blondes Bier schäumte. Die Stimmung ging hoch, ein fröhliches Lied sprang auf, wurde aufgenommen und wogte schön über die eiligen Wellen des Stromes. Der lag unter der weißglühenden Sonne wie ein blitzend geschupptes Gürtelband.

Es waren verwundete und genesende Soldaten aus den Lazaretten von Bonn und Godesberg, Heimgekehrte aus den Schlachten in Flandern, Frankreich, Rußland und Galizien. Manche trugen noch den Arm in der Binde, oder der Krückstock stand neben dem Stuhl; aber auf allen Gesichtern lag eine unaussprechliche Heiterkeit: das helle Bewußtsein wunderbaren Geborgenseins. Nach der Hölle der Schlachten waren sie nun unterm Himmel der gütigen und dankbaren Heimat. Ein Geheimrat hatte den heimgekehrten Soldaten diese Rheinfahrt geschenkt. In Koblenz wollte der Geheimrat an Bord kommen, sagten die Schwestern vom Roten Kreuz, die strahlend zwischen ihren Pfleglingen sahen.

Das steinerne Deutsche Eck tauchte aus dem Dunst der Ferne. Immer herrlicher überschüttet von den Strömen der Sonne, wuchs der alte Kaiser, hoch auf ebernem Ross, aus den schön geschichteten Steinmassen heraus. Zu seinen Füßen mischt sich das dunkle Wasser der Mosel mit der gelb strömenden Flut des Rheins. Hinter dem Denkmal zeigten die Doppeltürme der Kirchen von Koblenz in den blauen Himmel. Zur Linken rechte die feste Ehrenbreitstein, in schroffen Felsenmassen verankert, den gewaltigen Leib.

Die Soldaten drängten von den Tischen zur Reeling. Mit weitgeöffneten Augen tranken sie dieses unergleichliche deutsche Bild. Da war der schimmernde Rhein, den die

Franzosen in ewiger Gier begehren, da war ein Kaiser riesengroß aus blankem Erz gebildet, ein deutsches Weib schritt aufrecht neben ihm her, die Kaiserkrone in der emporgerückten Hand . . . es war, als ritte der Kaiser aus siegreichem Krieg in den schönen Frieden. Und mit einemmal brach aus den entflammten Seelen der Soldaten das Lied der Deutschen:

„Deutschland, Deutschland über alles!“

Es stieg uns allen, die wir es hörten und mitsangen, heiß in die Augen. In uns erblühte das unennbare Gefühl der Liebe zur Heimat, zum Vaterland, zu unseren heldenhaften Kriegern draußen im Feld. So sehr ist dieses Lied Symbol geworden für alles, was die bebende deutsche Seele in diesen unerhörten Tagen empfindet, daß jeder Nerv erzittert, wenn seine Worte erklingen und seine heroische Melodie zum Himmel braust.

Langsam glitt der Dampfer am Deutschen Eck vorbei und näherte sich der Landungsbrücke. Die Schwestern vom Roten Kreuz stießen ihre Soldaten an: „Da drüben, gleich an der Brücke, da steht der Geheimrat. Nehmt eure Tücher und winkt!“

Aber die Soldaten hörten nicht hin, sie vergaßen den Wohltäter, ihre Augen konnten sich nicht losmachen von dem gigantischen Bild aus Stein und Bronze, sie sangen ihr Lied donnernd zu Ende.

Der Dampfer hielt, die Soldaten stiegen aus und bildeten Spalier zu beiden Seiten der Brücke. Wie durch eine Triumphgasse sollte der freigebige Geheimrat aus Koblenz schreiten. Aber ein junger Offizier ging zufällig vor ihm her. Der trug auf dem grauen Waffenrock die Eisernen Kreuze erster und zweiter Klasse und das Band bayerischer und österreichischer Tapferkeitsorden. Da stiegen vor den Augen der genesenden Soldaten, die noch ihre Wunden spür-

ten, die Bilder der Schlacht auf. Uebermächtig kam die Erinnerung an die heiße und glorreiche Arbeit, die sie draußen auf der rot dampfenden Walstatt verrichtet hatten, über ihre Seele und sie jubelten dem Offizier zu, wie einem Kameraden und Waffengefährten. Und zum zweiten Male kam der Wohltäter um die Huldigung, die ihm von rechts wegen gehörte. Jedoch der Geheimrat war ein waderer und verständiger Mann, er begriff, was in den Soldaten vorging. Er sah ihre hochgemute Stimmung und lächelte froh.

Eine Stunde später sah ich, wie die Soldaten vorm Castorbrunnen in Koblenz standen, den der letzte französische Präfekt der Stadt zur Feier des Einzuges der Franzosen in Moskau vor dem Portal der tausendjährigen Castorkirche hatte errichten lassen. Ein Unteroffizier übersetzte die Inschrift:

„Anno 1812. Mémorable par la campagne contre les Russes. Sous le préfectorat de Jules Doaran.“

Und dann übersetzte er die ironischen Worte, die der russische General St. Priest zwei Jahre später als Kommandant von Koblenz in die Tafel graben ließ:

„Vu et approuvé par nous; Commandant russe de la ville de Coblenoe. Le 1. Jan. 1814.“

Die deutschen Soldaten von 1914 und 1915 sahen sich bedeutungsvoll an und lachten, nicht ohne Stolz. Denn sie hatten ja wacker mitgeholfen, daß weder Russen noch Franzosen (jetzt zu edler Waffenbrüderschaft verpuppelt) nach Koblenz gekommen sind, um neue Inschriften auf den Castorbrunnen zu schreiben.



Der weiße Pfau.

Von Klara Blüthgen.

Konzert im Zoo! Es wogt der Menschenstrom,
Rollt sich in bunten Wellen durch die Gänge.
Atemberaubend — Kopf an Kopf die Menge —
Musik rauscht dröhnend durch der Bäume Dom,
In hellen Kleidern tobt der Kinderschwarm,
— Die Kleinsten artig an des „Fräuleins“ Arm —
Das junge Leben feiert seinen Sieg
Heut' wie in Ewigkeit — wer denkt an Krieg? — =

Abseits des Lärms gehn mit den Leidenszeichen
Auf ihre Krücken, auf den Stoß gebückt
Die schlichten grauen Helden sondergleichen.
So weit der Blick — und sehen dennoch nicht,
In ihren Augen liegt ein fremdes Schauen:
Brennender Dörfer rotes Fadellicht,
Vom Huf zertreten, blutgetränkte Auen —
So schleichen sie, der Gegenwart entrückt.

Doch hier ein Hain von dunklem Myrtengrün,
Wie ihn die Götter sich zum Wohnsitz küren.
Kein Farbensfleck, nicht bunter Blumen Blühn,
Kein grelles Licht, kein flüsternd Blätterrühren,
Ein weißer Pfau nur prunkt im Glanzgefieder,
Steif sitzt er da in königlicher Pracht.

Wie Silber fließt des Schweifes Schleppe nieder,
Ein Mondlichtstreif dunkler Frühlingsnacht.
Das ist die Fee, die durch die Märchen schreitet,
Die Königstochter, die Prinzessin-Braut —
Ein weißes Wunder ist hier ausgebreitet —
Es stockt der Strom — ein jeder steht und schaut.
Die Mädchen halten scheu den Atem an
Und greifen in der Mutter Kleiderfalten,
Den Kopf am Drahtnetz lehnt der kleine Mann —
Ein heimlich flüstern wechselnder Gestalten. —

Auch unsre Grauen kommen sacht heran,
Die Helden schlicht, des Eisenkreuzes Ritter,
Gefesselt stehn sie vor dem Eisengitter,
Das Grübeln weicht, das sie zuvor gequält.

Der Geist schweift rückwärts — fern in Kinderzeiten
Sitzen sie wieder in der Schwestern Kreis;
Bratäpfel pruzzeln in der Köhre leis —
Wer spricht da? Still — denn Mütterchen erzählt:
Es rauscht der Märchenwald, Goldblätter gleiten —
Die schönen Fräulein und die Knappen reiten,
Und aus des Schlosses Tor, hinab die Treppe
Fegt einer Königstochter Silberschleppe.



Kindertränen.

Von Karl Röttger.

Wenn ein Mensch es unternimmt, von Kindern zu erzählen, so kann im Grunde seine Erzählung nur mit den Worten „Es war einmal“ beginnen. Genau wie beim Märchen. Denn wenn auch ein Kind in der Welt steht, im Leben, wie der Erwachsene, so steht es doch auch gleichermaßen und gleichzeitig im Jenseits des Traumens, und mehr als es der Erwachsene meist tut. Und noch wenn ein Kind eine Geschichte von Kindern erzählt oder von sich selber, tut es das so, als wenn es ein Märchen erzählt. Vergessen wir aber nicht, daß es dem Kinde Wirklichkeit ist, wie jede andere Wirklichkeit (die ihm, genau wie das Märchen, Traum ist). Dies ist nicht schwer zu fassen für den, der dem einmal nachgedacht hat.

Und das können sehr schöne oder erschütternde Erzählungen sein, die Kindern von Kindern erzählen. Ich glaube aber, das Erschütterndste ist, wenn ein Erwachsener erzählt vom Kind, sei es, weil ihm, überraschend, seltsam und unvermutet, das Erinnern kam an seine Kindheit oder an andere Kinder der Kindheit, oder weil er auf einmal vor einem Geschehnis eines Kindes steht, und ihm die Augen aufgetan werden wie einem Blinden, so daß er sieht, Sieht, woran er vordem unfehlbar achtlos vorbeigegangen wäre.

Die aber, denen solche Berichte erzählt werden, sollen nicht erwarten, es werde ihnen „Großes“ offenbart. Oder die Augen Blendendes werde ihnen gezeigt, sondern es sind die unscheinbarsten Dinge, denen Größe aber dennoch nicht minder teilhaft ist wie dem Größten. Und wenn man solche kleinen Dinge belanglos findet, so hat das nichts weiter zu sagen; Gott weiß alles Seine. In den Märchen und im Erlebnis des Kindes ist eine größere, oder wenigstens nicht mindere Wahrheit als in allem „wirklichen“ Leben.

So ist auch, wenn ich erzählen will, wie einmal ein paar Kinder weinten, nicht Besonderes daran, als daß mein Blick auf einmal aufgetan ward und ich sah: leidende Kreatur. Daß aber das Kind nicht weniger teilhaftig des Leidens sei als wir Reifgewordenen, das wissen nicht alle. Sondern meinen, ein Kind sei jung, unerfahren in seiner Seele, lebe so in den Tag und sei des tieferen Gefühls für innere Dinge bar; und es verschmerze leicht. Das ist auch bei manchen Kindern so; sie sind Reife vor der Zeit der Reife; die vielleicht, da sie aus Gott kamen, aus Gott auch ein Wissen und ein tiefes Auge mitbrachten; da in Gott ja schon alles zuvor war.

Ich hatte einst eine Freundin, ein Kind, eines Freundes Tochter, die war mir so fremd, daß sie meist vor mir weglief. Ihre Seele war scheu vor den Erwachsenen, ausgenommen vielleicht vor ihrer Mutter und ein ganz klein wenig dem Vater (aber wohl nur ein ganz klein wenig). Aber mit ihresgleichen und mit ihren Geschwistern war sie laut, froh, singend, hell, auch lärmend, wie Kinderstimmen und -selen sind. So daß ich, um sie zu sehen und sie zu hören, um ihres Seins einen Hauch zu verspüren, oft verborgen, allein stehen mußte, hinter einem Baum, hinter einer Hauswand, hinter einem Zaun. Und mein Herz freute sich dieser Jugend, die so selig unwissend über sich selber, so ganz schön, ohne Bekümmernis (scheinbar) lebte. Und doch tiefer Weisheit voll lebte; nur daß diese Weisheit kein Wissen, sondern Sein

war. Ich sah sie mit den Geschwistern oder den Gespielen durch die Hecken kriechen, auf die Bäume klettern, über Gräben springen, wild über die Heide stürmen; sah sie auch ein paarmal still zwischen den Frühlingsbäumen im Gras sitzen mit einer Freundin und Blumen binden, oder an der Hauswand lehnen und in den roten Heidehimmel sehen.

Es war an einem Morgen im Sommer, kurz vor der Roggenreife, da sah ich dies: ich stand am Pfofen der Schmiede und sah hinüber gegen das Haus des Freundes und sah, wie der Vater aus dem Hause trat, einige Schritte auf der Straße ging und dann überrascht am Roggenfeld stehen blieb, das da neben seinem Hause lag und ihm gehörte. Da waren nun ein paar kleine Plätzchen des Kornes neben der Straße niedergedrückt; und darüber wunderte er sich wohl und dachte nach, woher das sei. Er rief seine Söhne, die im Garten spielten, und fragte sie; die Kinder, im Gefühl seines noch ganz ungesprochenen Jorns und darum schon in Angst, brachten zaghaft heraus, daß Lisa, die Schwester, sie im Spiel an den Händen gefaßt und, im Kreise sie schwingend, da hinein geworfen habe; es sei aber Spaß gewesen. „Spaß," sagte der Vater; „das ist denn doch, — das schöne Korn! Seht ihr denn nicht?" Ja, nun sahen sie. Und schwiegen in Schuld und Furcht. „Ruft Lisa!"

Sie kam um die Ecke und lächelte. Aber das Lächeln erfror auf ihren Lippen; denn sie sah den Vater mit zornigem Gesicht. Das folgende geschah schweigend. Der Vater fragte: „Hast du das gemacht?" und zeigte auf das platt gedrückte Korn. Sie nickte. Darauf schlug der Vater mit der flachen Hand auf ihren Rücken und sagte: „So ein Unverständnis! Das schöne Korn!" Ihr Körper duckte sich bei den Schlägen; sie slog jedesmal einen Schritt voran, wenn ein Schlag fiel. Dann standen alle da: der Vater, die Tochter, die Söhne, die schon bei all dem ein paar Schritt zurückgewichen waren. Ganz still.

In diesem Augenblick traf der irrende, haltsuchende Blick des tiefst erschrockenen, verwunderten, aus aller Einfachheit seiner selbst verjohenen, in unzähligen Zwiespältigkeiten taumelnden Kindes mich; und da konnte ich nicht anders, ich mußte die Hand aufs Gesicht legen und schnell zurücktreten hinter die Tür. Ob das richtig war, weiß ich heute noch nicht. Vielleicht hätte ich sie anblicken sollen mit einem Blick, der sagte: „Still, still, versinke nicht in die Erde. Behalte dich selbst; für mich bist du darum doch, was du warst, das Kind, das ich gern habe." Und ich stand schon hinter der Tür und mein Herz schlug. Ich wußte die namenlose Scham des Kindes, ehe ich sie auf seinem traurig-suchenden Antlitz, in seinem irrenden Blick gelesen hatte; und so mußte ich mich nun auch schämen.

Nicht einmal konnte ich sehr zornig sein auf den Mann; denn er meinte es „gut", und er hatte seine Kinder lieb. Auch hätte ich nicht einmal zu ihm gehen und ihm sagen können: „Was du getan hast, ist nicht gut;" er hätte mir gesagt: „Kinder müssen in Zucht und Ordnung gehalten werden, Kinder bedürfen manchmal der Strafe." Ich hatte nur das Gefühl einer großen Traurigkeit darüber, daß etwas geschehen sei, das außer meinem Machtbereich war, und das unsinnig sei; nicht aber bewußt böse von irgend einer Seite; was aber dennoch das Leiden des Menschen am Menschen sei.

Soviel hatte ich noch gesehen, ehe ich zurücktrat, das Kind weinte nicht; war nur verwundert, traurig und taumelnd in unverständlichem Geschehen. Nach einer Weile, als ich nichts mehr hörte, trat ich hinaus; alle waren fortgegangen. Ich ging ganz langsam und nachdenklich die Straße hin. Die Jungens hörte ich schon wieder im Garten lärmern; das Mädchen war nicht dabei. Ich wußte tief in mir, sie hat sich fortgeschlichen, ganz in die Ecke irgendwohin, da niemand sie vermutet. Jetzt weint sie, irgendwo. Dies wußte ich so tief in mir und ich dachte mich so tief und traurig hinein, daß ich nicht bedachte, wo ich ging. So kam es, daß ich zwischen den Bäumen eines Haines ging, im Gras und Unkraut, abseits der Straße, ehe ich es merkte. Und kam an eine Hecke, von der man über eine grüne Wiese sieht bis an das Haus des Freundes und bis an die Schmiede und das Pfarrhaus. Und so in Gedanken stehend, hörte ich

aufhorchend im Schreck, ein kleines, feines Weinen, das rinnende Wasser eines großen Schmerzes und wußte: sie ist es. Ich rührte mich nicht. Ich durfte nicht; ich hätte sie aufs neue erschrecken, sie tiefer beschämen können. Ich versuchte nur, durch das Grün des Laubes zu spähen, ob ich sie sähe; aber ich sah nur einen gebeugten Nacken und eine Haarflechte.

Der herrliche Sommertag war um uns, wisperndes Grün, zwitschernde und ab und herzu fliegende Vögel und Sonne; und das traurige Getöse eines lang fließenden Kleinen (aber, ach so großen) Schmerzes. Das Strömen des Leidens, das ein Leiden des Menschen am Menschen ist. Warum? Was war der Sinn davon? Diese Frage fragte nicht das Kind da vor mir, das sich allein glaubte, wie ein wundes Tier. Aber der Sinn seines Weinens war diese Frage.

Und dies ist die andere „Geschichte": Auf dem Tisch stand die Lampe und gab süßen Schein, ein Schirm war darüber gedeckt. Das Zimmer war darum fast dämmerig. Die Gesichter der Kinder standen in das Helle; die Mutter sah an der einen Schmalseite des Tisches und sah den Kindern zu. Eva war am Lesen; Kiselotte beugte sich über ein Blatt und malte; Bübchen stand auf einem Stuhl und hatte sich auf den Tisch geneigt; er warf Bauklöße wild durcheinander; manchmal klirrte einer gegen die Lampe, aber es ging jedesmal gut. Ich sah abseits auf dem Sofa und wartete. Ich war zum Besuch da; der Vater mußte jeden Augenblick kommen. Draußen war früher Abend eines Spätnovembertags, ein Wind schlürfte an den Mauern entlang. Die Uhr tickte.

Dann schrie Bübchen, schrie, brüllte, schlug mit der Hand nach Eva, die ihren Kopf schnell wegduckte. „Was ist?" rief die Mutter. Eva schwieg; Bübchen weinte: „Sie hat mich gestoßen."

„Warum?" fragte die Mutter. Eva sagte: „Es ist aus Versehen geschehen. Ich wollte das Buch da herüberlangen. Es war nicht Absicht; es ist auch nicht schlimm gewesen."

Bübchen sagte: „Eva hat mich gestoßen, hier," und zeigte den Arm. „So gib doch acht, dummes Kind," sagte die Mutter; vielleicht nur, um Bübchen still zu machen; vielleicht auch, weil sie glaubte, eine Rüge müsse sein. Eva sagte: „Aber ich hab's doch nicht gewollt; es kam so."

„Immerhin," sagte die Mutter; „paß doch nächstens auf." Eva senkte das Gesicht auf das Buch; las; und ihr Gesicht war rot; ich sah es wohl; ihre Augen brannten. Nach einem kleinen Weilschen stand sie ganz still und behutsam auf und ging aus der Stube.

„Na, nun will sie noch böse sein," sagte die Mutter; und das tat mir weh. Ich dachte: hätte sie doch nichts gesagt, so wäre es vielleicht gut gewesen. Aber sie meint es ja noch gut; und denkt gewiß, das Kind ist gar zu empfindlich. Vielleicht denkt sie, übergroße Empfindlichkeit ist ungesund und muß abgestumpft werden; aber das ist falsch. Doch ist es so schwer im Leben der Menschen, Gutes und Böses, Richtiges und Falsches zu unterscheiden oder auseinanderzuhalten, so daß mehr Wehmut unter Menschen da ist, als nötig wäre.

Es war nun wieder ganz still in der Stube. Draußen schlürfte noch immer der Wind, das Licht schien, fast glaubte ich sein feines Singen zu hören. Bübchen warf unermüdetlich seine Klöße; Kiselotte malte. Ich träumte ein wenig, müde, fast schwermütig; der Vater kam immer noch nicht.

Dann schrak ich auf. Hatte ich etwas gehört? Ich lauschte; es war nichts, aber eine kleine Erregung war geblieben. Vielleicht auch waren ganz feine Geräusche irgendwo, und ich wußte nur nicht, was und wo. Vielleicht beginnende Regentropfen draußen. Oder stand jemand vor der Tür auf dem Trottoir und konnte nicht herein, getraute sich aber nicht zu rufen? Unsinn. Er mußte nun wohl bald kommen; ich hatte schon lange gewartet. Da, auf einmal wie ein aus der Nacht des Unbewußten in das Licht der Bewußtheit geflatterter Vogel: wo ist Eva?

Schon bin ich aufgestanden und gehe aus der Tür. Ich komme in die Küche; da brennt ein Licht; im Herd brennt ein kleines Feuer; sie ist nicht da. Ich sehe noch in die

dämmerige Schrankede; nichts. Ich gehe weiter, komme in das Schlafzimmer; ich reiße ein Streichholz an; ich frage leis: „Eva, bist du hier?“ Das Streichholz brennt aus; nichts; die Stille rauscht um mich, das Dunkel steht dicht.

Ich gehe leise weiter; nun in das Kinderzimmer; ich mache ganz leise die Tür auf; das Zimmer geht nach der Straße. In dem matten Schein, der von den Straßenlaternen hereinkommt, sehe ich Eva stehen, das Gesicht an die Scheiben gelehnt. Ich mache kein Licht; ich sage ganz leise: „Eva, ich bin's.“ Sie antwortet nicht; sie weint. Ich sage weiter: „Eva, ich möchte gern ein wenig bei dir sein. Darf ich das? Sonst gehe ich wieder.“ Sie schweigt und weint. Ich sage: „Eva!“ Aber dann weiß ich nichts mehr und gehe nur leise auf den Zehen weiter, und nun stehe ich ganz nahe hinter ihr. Ich bin darauf gefaßt, daß sie zornig umschnellt und mich fortstößt; dann werde ich ganz leise wieder gehen und nichts sagen und still die Tür hinter mir zuziehen. Aber nichts geschieht. Sie weint. Nun stehe ich hinter ihr. Und da wage ich es und streiche ganz fein und still über ihr Haar, halte die langen, asch-blonden Flechten einen kleinen Augenblick lang; dann lege ich die Hand auf ihr Haupt und sie bleibt liegen. Die Hand schiebt sich weiter über Hals und Ohr an die Wange und liegt da still. Dann kommt die andere Hand nach und sie halten beide von hinten das Gesicht des Kindes eingeschlossen. Und dann neigt sich mein Kopf; die Hände lösen sich, mein Kopf steht neben ihrem; Wange lehnt an Wange.

„Liebe Eva.“ Da schluchzt das Kind ganz tief auf; was soll ich nun weiter sagen? Ich bin ganz hilflos. So dumm und unwissend zu sein, wenn ein Kind weint! „Sieh, es hat dir weh getan,“ sage ich; und meine, es ist nichts Rechtes, man müßte es tiefer und besser sagen. Aber ich bin im Grunde sehr glücklich; sie hält ganz still und sagt in all der Zeit kein Wort. Ich denke nicht daran, daß ja zum Verständnis der Seelen Worte gar nicht nötig sind; ich denke nicht daran, daß ein Kind Tiefstes versteht, auch in den unvollkommensten Worten, in ganz wenigen Worten, in einem Worte, im Klang der Stimme; ich sage noch einmal: „Es hat dir weh getan.“

Sie sagt nichts. „Es war aber nicht böß gemeint,“ sage ich; „es hat dir nur weh getan. Sieh, ich wollte dir sagen: es war nicht böß gemeint.“ Und dann sage ich nichts mehr. Ich halte nur den Arm um ihre Schulter gelegt und meine Wange an ihrer Wange. So stehen wir eine ganz, ganz lange Zeit, sagen nichts. Stehen nur so; ich ein wenig gebeugt, denn Eva ist noch fast zwei Köpfe kleiner als ich. Wir sehen in den Abend; in die dunkle Straße. Zuletzt, als wir uns besinnen, sind wir erstaunt, daß Eva ja gar nicht weint.

Ich küsse sie aufs Haar und frage leise: „Sollen wir gehen?“ Sie sagt nichts; aber sie nickt. So gehen wir in die Stube, Hand in Hand, und setzen uns auf das Sofa; dahin, wo der Schein der Lampe nicht hinreicht. Es ist still in der Stube. Der Wind saßt draußen an die Mauern; die Uhr tickt.

Dann gehe ich wieder, man begleitet mich. Ich gehe die Stufen abwärts; die Mutter steht oben; aber Eva geht ganz mit nach unten und da unten gibt sie mir die Hand, sagt nichts, auch nicht gute Nacht. Sie drückt nur ganz schön und fest und lieblich und liebevoll die Hand, und da tu ich ebenso und sehe sie an und lächle ihr zu. Ein großes, namenloses Glück ist in mir; fast rauscht es mir im Kopf, so schön, so süß ist das; wie der erste Händedruck einer Geliebten; und doch ganz, ganz anders.

Schon hat sich die Tür hinter mir geschlossen. Ich gehe die Straße hin, das Gesicht geneigt, nachdenklich. Es ist, als hörte ich etwas leise rinnen, eine Quelle, ein Weinen, eines Herzens Blut; und gehe beglückt und in süßem Gefühl; in einem Gefühl wie nach ganz großer Ueberwindung; wie nach ganz neuer, tiefer Erkenntnis: daß die Welt dennoch gut zu sein vermag. Dennoch gut.

Das Wunder.

Skizze von Ilse Reick.

Der Nachtwind hauchte die weiße Gardine saß ins Zimmer und trug verwebte Glodentlänge mit herein: von St. Sebaldus schlug es Mitternacht. — nun folgte St. Lorenz mit zwölf schweren dunklen Schlägen. Die junge Schwester faltete die Hände: die mühselige und beladene Woche klang aus, der stille, gottgeweihte Feiertag zog über der Welt herauf. Behutsam küßte sie das kleine Kreuz aus Silber, das sie seit der Dirmelung stets um den Hals trug.

Der Verwundete murmelte etwas und stöhnte auf. Sie trat zu ihm: immer noch schüttelte ihn das Fieber, auf seiner Stirn unter dem Kopfverband standen seine Schweißtropfen, und die mühsam geöffneten Augen starrten sie leer und brennend an. Schwester Aagthe richtete ihn empor und gab ihm zu trinken. Bald sank er in seine schmerzende Traumdumpsheit zurück, und sie sah wieder still an seinem Lager, in dem einsamen weißen Krankenbausezimmer. Die Tracht, die alle gleich macht, vermochte doch nicht die auffallende Zartheit und Feinheit ihrer Züge zu verbergen und den Ausdruck von Scheu und ängstlicher Gewissenhaftigkeit, der Schwester Aagthe vor den anderen freiwilligen Krankenpflegerinnen in der großen Stadt auszeichnete. Nun bestieten sich ihre Augen voll steigender Qual und Sorge auf das Gesicht des todwunden Soldaten: „Kopfschuß und Granatsplitter auf der ganzen rechten Seite. In den nächsten 12 Stunden muß sich's entscheiden, ob wir ihn noch durchbekommen,“ hatte der Arzt am Abend gesagt und dabei ohne Hoffnung die Achseln gezuckt. Dann hatte er der Schwester die Symptome genannt, auf die sie achten sollte, um ihn zu rufen, sobald sie sich zeigten.

Jetzt sah Aagthe hier ganz allein auf der einsamen, so qualvoll einsamen Nachtwache, und sie flehte, daß der große, schöne, blonde Mensch da vor ihr, der klug und gut war, und eine Braut hatte, die ihn sehr liebte, dem Leben und seiner Braut und der armen, alten Mutter, seiner Arbeit und dem Vaterlande erhalten bleiben möchte. In der vergangenen Woche, ehe es soviel schlimmer wurde mit ihm, hatte er der Schwester Aagthe von manchem gesprochen, von seinem Leben und seiner Zukunft, — und auch von der Angst vor dem großen Entsetzlichen, der ihm nahetrat, und ihr Herz, das gegen fremdes Leid noch nicht gefeit war, weittete sich schmerzhaft auf vor Mitleiden und Bangigkeit . . .

Wieder wehte der Nachtwind den weißen Vorhang ins Zimmer, und Schwester Aagthe erhob sich leise und trat ans Fenster. Dunkel lag das spitzgieblige Häusergewirr der alten Reichsstadt vor ihr, im Norden düster übertrag von der Burg; die Kirchen tauchten groß aus der engen Bewegtheit der Gassen empor und wiesen mahnend und ernst hinauf gen Himmel.

„Heilige Mutter Gottes, gib du, daß er wieder gesund werde,“ flehte Schwester Aagthe zur Nacht empor, — und plötzlich durchsuchte ihr übernächtiges, gequältes Hirn ein Gedanke: in die Kirche, und dort, vor Anbruch des heiligen Sonntags beten, beten zu Christo und den Heiligen um die Erhaltung dieses einen Lebens! Ja, das war Rettung, das war allein die Möglichkeit der Rettung, — wer hätte es sonst vermocht?

Sie glitt aus dem Zimmer, huschte die Gartentreppe hinab, und wenige Minuten später war ihre Gestalt jenseits des Brauentorgrabens in der engen Karthäusergasse verschwunden. Nürnberg schlief, mit seinen ergraute Gassen und Giebeln und Türmen, im Schmucke des blühenden Fließers. Voll Scheu, jemandem zu begegnen und mit dem Wege nicht vertraut, durch Gänge und Gäßchen, aus denen manchmal der Roder- und Steingeruch verfallener Jahrhunderte zu strömen schien, wand Schwester Aagthe sich glücklich hindurch bis zum mächtigen Gemäuer der Lorenzkirche. Ein Seiteneingangsportal war unverschlossen. Sie wunderte sich nicht einmal und schlüpfte hindurch, und ihrer frommen Gläubigkeit kam es nicht bei, daß diese Kirche in der fremden Stadt ihrem Glauben schon seit langem nicht mehr geheiligt war.

Dunkelheit lastete oben in den hohen gotischen Schiften, schwaches Laternenlicht fiel bleich wie Mondschein von draußen durch die tiefenfarbigen Fenster über Altar und Mischen. Oben schwebte, wie ein Traumgebilde, „der englische Grub“, das Meisterwerk des Veit Stoh, und weiß und gebrechlich strebte neben der Schwester das Sakramentshäuschen empor.

Schwester Aagthe ersitterte, und die mächtige, himmelanstiegende Kraft und die glühende Inbrunst mittelalterlichen Glaubens, die in den Mauern und Fenstern des gottgeweihten Gebäudes lebte, ging auf sie nieder. Sie lag auf den Knien und betete, flehte, verzweifelter Inbrunst voll. Und da schien es plötzlich, als neigten Maria und die Engel gütig Haupt und Hände, ein unaussprechlich schauer durchdrann ihren Leib und ihre Stirn berührte kalten Stein . . .



Der Morgen lag leuchtend auf dem Krankenhausgarten, als Schwester Aathe in einem abgelegenen Zimmer sich vor der Oberin zu verantworten hatte. Die Krise war vorüber, der Kranke gerettet, Schwester Aathe aber hatte man nicht an ihrem Plaze gefunden.

„Ich bin gezwungen, Sie auf der Stelle zu entlassen,“ sprach die Oberin. „Wissen Sie denn gar nicht, was Pflicht heißt, Schwester Aathe, Pflicht? Bei einem Menschen, bei dem es sich um Tod und Leben handelt? Wie durch ein Wunder ist er durchgekommen, sagt der Herr Professor, wie durch ein Wunder! . . . Und Sie . . .?“ Sie nahm die Schluchsende bei der Hand. „Kind, um Ihrer Familie willen, und um dem Krankenhaus die Schmach zu ersparen, daß so etwas vorkommen konnte, will ich Sie behalten und Schweigen über den Fall decken. Auf Ihren Urlaub müssen Sie freilich nach diesem Vorkommnis verzichten, das ist wohl die geringste Strafe. Kind, lernen Sie bald, sie heilig halten, die einzige Nichtschmerz in unserem Leben, die Pflicht!“

Schwester Aathe, konntest du sie kennen, die unbegreifliche Göttin Pflicht? Du weißt es: du hast ihn gerettet, den Todwunden, ja, du hast ihn errettet! Und du weißt auch: du hast schwer gefehlt und deine Schwesternpflicht vergessen. — Jedoch diesem Widerspruch nachzuforschen steht dir nicht zu, und du trägst deine Strafe. Nun darfst du nicht hinaus auf das Land, wonach du dich so sehr gesehnt in der schweren Krankenhauswache! Mittags ist es, und in der Schar deiner Pflegerinnen, der rauen Krieger, deren jedem es ein leichtes ist, dich zu verbrechen, und die dir doch folgen wie Kinder — zwischen den fremden, wunden Männern, stehst du oben auf der Burgfreieung: unten liegt das araurrote Siebelsgewirt, die Färme und Kirchen Nürnberg, aus den Schloten steigen unzählige die Opfersäulen blauen Rauches empor zum klaren lautereren Himmel, und die Glocken der Stadt dort unten, eine nach der anderen, erheben ihre ehernen Stimmen. Du aber fallest die Hände voller Glück und Dank, und dein Herz schwinnt und schlägt mit ihnen, die den gottgeweihten Tag weithin verkünden.



Der Lippke Schneider.

Von Gustav Schröder.

Wer ein rechter Kerl ist, der muß sein wie der Lippke Schneider. Philipp Freund heißt er. Die Abkürzung „Lipp“ ließ man sich ja noch gefallen, aber „Lippke“, das ist ehrenrührig. Es ist aber nichts dagegen zu machen. Wenn sich die Bauern einmal in etwas verbeißen, dann ist ihnen das mit keiner Gewalt aus den Zähnen zu kriegen. Klein ist der Schneidermeister Philipp Freund nun einmal. Klein und schmal wie etwa ein gut gewachsener Vierzehnjähriger. Und gewandt und flink wie ein Wiesel. Heißt er halt „Lippke“. Erst hat er sich dagegen gewehrt mit dem Zorne, mit dem der Zwerghahn gegen den faulen Brahmaputra-Goliath anläuft. Nun läßt er es gehen.

Seine Schneiderhölle ist hoch. Darauf hält er. Was tut es, daß er sich einen Stuhl hinstellen muß, um hinaufzukommen. Herunter ist er allemal mit flinkem Sprunge. Das sieht unternehmend aus und beweist, was für ein Geißt in dem kleinen Körper wohnt. Hinauf aber steigt er nie, daß es jemand sieht.

Auch an seinem schönen Familiennamen hat er allerlei auszufehen. Sagt einer kurz „Freund“ zu ihm, so läßt er auf den Dreisten einen giftigen Blick los. „Bin nit jedermanns Freund,“ sagt er, „ist keine Ehre das.“ Tituliert ihn der andere darauf „Herr“, so paßt ihm das wieder nicht. Der Lippke hat es überhaupt schwer. Sagt er etwas in der Gemeindeversammlung, dann muß es schon etwas besonders Gescheites sein, wenn sie nicht lachen sollen.

Nun aber ist eine Zeit, in der Lippke Schneider zeigen kann, was zu ihm ist. Als der Krieg drohte, da war es, als hätte der Lippke Räder unter den Füßen. Von seinem Dorflein rannte er in die Stadt nach den neuesten Nachrichten. Jeden Tag. Dann stand er vor der Redaktion, wo auf schwarzem Brette die Eingänge angeschlagen waren, hatte

die Hände in den Hosentaschen und schob sich zwischen den Leuten durch, bis er vorn stand. Hernach hatte er ein verächtliches Lächeln um seine dünnen Lippen.

„Zeigen wollen wir's ihnen,“ sagte er von obenher, „den . . . den Friedensbrechern, zeigen wollen wir's ihnen, wir!“

Und wieder waren da etliche, die dazu lachten. Das verdroß den Lippke. Weil aber mit den Stadtleuten nicht gut Kirschchen essen ist, drehte er ihnen verächtlich den Rücken und wanderte heim. Im Dorfe war er hernach der Mittelpunkt eines Kreises von Neugierigen. Denen bewies er mit genauen Zahlen, wie stark wir seien, allein das aktive Heer, hernach die Reserven, die Landwehr und die Freiwilligen.

Hernach war's da. Der Lippke schloß sein Haus, übergab seinen Finken und den Schlüssel der Nachbarin und sagte: „Ich hab' einen Weg vor, von dem ich leicht nicht wieder heimkehren könnte.“

So zog der Lippke aus, und die Nachbarn sahen ihn nach, mit einem wunderlichen Gefühl im Herzen. Der Ordnung wegen hatte er sich beim Schulzen abgemeldet. „Was willst, Lippke? Als Freiwilliger gehn? Du hast das Maß nit,“ sagte der Schulze. „Maß,“ antwortete der Lippke geringschäßig, als ob's heutz' darauf ankäme. Das macht's! Und er schlug sich gewichtig dahin, wo das Herz sitzt.

Acht Tage später trat er in der Abenddämmerung wieder ein. Ganz leise trat er auf und ging hinter den Häusern weg. Hätte ihn die Nachbarin nicht zufällig gesehen, er hätte den Schlüssel nicht abverlangt vor Scham. So brachte sie ihm denn den Finken und den Schlüssel, und der Lippke zog wieder ein. Er hatte wahrhaftig das Maß nicht gehabt, und alles Bitten war vergeblich gewesen, zumal er noch dazu dicht an die fünfzig war. Das war ein reichliches Maß Vermut in seine reine, schöne Begeisterung. Verschüchtert war der Lippke und verbarg sich, bis der Pfarrer zu ihm kam, ihm die Hand auf die Schulter legte und sagte: „Lipp, es müssen auch etliche Männer im Dorfe bleiben. Wir werden daheim genug zu tun kriegen.“ So wird denn der Lippke sich daheim als ein rechter Kerl zeigen.

Einen Plan hat der Pfarrer, zu dessen Ausführung er des Lippkes Hilfe braucht. In Ostpreußen ist rechtschaffen Not. Wie wäre es, wenn man bei den Bauern hier und in der Runde Getreide sammelte? Der es aber sammelt, das muß ein Kerl sein, der Herz und Mund auf dem rechten Fleck hat. Das ist beim Lippke der Fall. Also zieht er aus. Erst von Haus zu Haus in der Heimatgemeinde, dann auf zehn Dörfern in der Runde. Einen Brief vom Pfarrer hat er in der Tasche. Den liest er jedesmal vor. Hernach gibt er aus Eigenem soviel Gutes dazu, daß den Bauern das Lachen über den kleinen Anwalt der Ostpreußen vergeht. In vier Wochen hat er dreihundert Zentner beisammen. Als aber der Pfarrer berichten will, daß das der Lippke gesammelt, da wehrt der sich mit Händen und Füßen dagegen. Muß halt der Pfarrer wenigstens so tun, als ginge es auf seinen Namen, um den aufgeregten Lippke zu beruhigen.

Am selben Abend läuft dem der Hermann Adlung in den Weg. Es geht stark in den Herbst und ist mächtig kalt. Der Hermann aber steckt in einem so dürftigen Gewande, daß ihm die Glieder klappern. Zufällig weiß der Lippke einen, der ein anständig Zeug für annehmbaren Preis liefert. Acht Tage darauf läuft der Hermann in einem Wams und ein Paar Hosen umher, die ihn warm halten, mag der Winter kommen wie er will. Aber es ist ihm bei härtester Strafe verboten, zu sagen, von wem er es hat.

„Lipp,“ sagt der Pfarrer wieder, „wir müssen sammeln. Wie wäre es?“ „Ei, freilich, freilich,“ erklärt der Lippke. Und er sammelt. Mit dem Lippkes-Bauern hat er einen harten Strauß. Was der gibt, ist zu wenig für den reichen Mann. Der Lippke rechnet ihm vor, daß er bei einem Haferpreise von 14.50 Mark am Zentner über 5 Mark mehr verdient habe als voriges Jahr, und 55 Zentner hat er geliefert. Es nützt nichts. Der Bauer gibt nicht mehr als 5 Mark. Weil er aber gerade einen neuen Anzug braucht, läßt er den Lippke gleich Maß nehmen. Der lacht hernach verschmizt vor sich hin. „Auf dem Wege kriegen ich dich, Bauer,“ sagt er.

Für den Anzug erhält der Kipp 20 Mark Arbeitslohn. „Wart, du Geizhals,“ sagt er daheim, kriegt die Kiste her und schreibt beim Namen des Tipples-Bauern eine 2 vor die 5. „So, Bauer, jetzt hast du wenigstens rechtsschaffen geblutet.“

Dummerweise klopft der Pfarrer nachher dem Bauern auf die Schulter. „Das ist recht, daß Sie soviel gezeichnet haben. 25 Mark ist auch für Sie ein schön Stück Geld.“ So kommt des Kippes Schandtat an den Tag. Als sich der Irrtum aufklärt, lacht der Pfarrer laut vor sich hin, und der Bauer knurrt.

„Kipp,“ sagt der Pfarrer, „da stehen 10 Mark, bei denen der Name fehlt. Wer gab die?“

„Darf's nit sagen, Herr Pfarrer.“

„Wo ist Ihr Name?“

„Ich hab' nig gegeben.“

„Kipp, er ist ein schlechter Mensch.“ Dabei hat der Pfarrer wahrhaftig eine Träne im Auge.

Was hat der Kipp nicht alles noch gemacht. Briefträger ist er gewesen und acht Wochen durch Schnee und Schlatterwetter gestapft, Kirchendiener ist er. Alle die Nemter sind ja verwaist. Einmal, gegen das Frühjahr hin, zieht er die Feuerspritze aus dem Spritzenhause. Er zerlegt sie, reinigt sie und bringt alles in schönste Ordnung.

„Was fällt dir ein, Kipp?“ fragt der Schulze.

„Meinst, es könnt dies Jahr nit wieder einschlagen wie voriges Jahr? Soll'n wir hernach dastehen und nig tun können, weil der Schmied zufällig draußen Munition fährt?“ Damit läßt er den Schulzen stehen.

Das Schicksal aber schwebt über des Kippes Haupt.

Der Pfarrer hat über ihn mit dem Landrat gesprochen.

Der hat versichert, daß er tun wird, was er kann.

Nun ist's da, und der Kipp kann dem Schicksal nicht entgehen.

Ein Automobil hält vor dem Schneiderhäuslein. Der Landrat steigt aus, und um die Ecke kommt der Pfarrer, gerade als wäre er bestellt. Kipp springt aus der Hölle auf die Erde. Sein kleines Herz pocht wie ein Hammer, als die Herren in die Stube treten. „Es freut mich,“ sagt der Landrat, „Ihren selbstlosen Eifer belohnen zu können.“ Dabei heftet er dem Schneider ein Medaille an die linke Seite, gerade über dem Herzen. Die Rote-Kreuz-Medaille. Er drückt dem Kipp, der dasteht wie ein Stein, die Hand, redet noch allerlei von seiner Uneigennützigkeit und daß er dem Vaterlande auf diese Weise gerade so gut diene, als wenn er draußen wäre, und hat um die Kippen ein leises Lächeln.

In der Tür erfaßt ihn der Kipp an der Hand.

„Herr . . . Herr Landrat, wofür ist das?“ Soviel also hat der Kipp von der Rede verstanden, daß er nicht einmal weiß, wofür er geehrt wird.

„Für Ihren selbstlosen Eifer.“

Nun ist der Landrat hinaus und mit ihm der Pfarrer, der überhaupt nichts gesagt hat und nur von der Seite her mit zwinkernden Augen auf den Kipp gesehen hat.

Und der Kipp steht und steht auf das blinkende, runde Metall. „Jetzt soll ich das tragen, wenn ich in die Kirche gehe und so? Für selbstlosen Eifer? Aber ich hab' ja nig getan, gar nig. Sie haben mich ja nit brauchen können, trotzdem ich in zwanzig Garnisonen war. Jetzt, wo bleibt der selbstlose Eifer? Ach Gott, wenn ich doch nur wüßte, wie ich das verdienen soll, das Ehrenzeichen!“



Miezerl.

Erzählung von F. Schrönammer-Velmal.

(Schluß.)

Wir saßen unter der hundertjährigen Linde im Garten der Hofstaverne.

Friede, Licht, Ruhe . . .

Da sprang er heran und stellte sich vor: Krieg! König Krieg! — Die Frauen weinten und schrieten, die Männer standen auf, stießen die Gläser zusammen und riefen Heil und Hurra!

Miezerl bellte, wie erschrocken, und legte das Köpfchen auf die Tischplatte, hin- und herhängend, was die Leute plötzlich hätten. Zuletzt schmiegt es sich dicht an mich und blickte beharrlich zu mir auf. Aber ich dachte jetzt nicht an Miezerl.

Da stand jetzt etwas Großes und Neues wie das Brausen eines Weltensturmes.

Krieg, Krieg, Krieg!

Am anderen Tage legte ich rote Siegel an alle Schränke und Türen in meinem einsamen Hause. Und schrieb, was mit allem geschehen sollte, wenn ich nicht mehr . . .

Und zuletzt las ich in einem alten, heiligen Buche, und das Bild einer Stillen, die schon im Frieden war, sah lächelnd und wissend, wie es in Ewigkeiten ist, auf mich nieder.

Per omnia saecula saeculorum.

Amen!

Dann schloß ich das Haus ab und gab den Schlüssel dem getreuen Nachbar. Stand noch ein wenig am Hügel vor dem Hause und dachte: Was wird alles werden? Vom Garten, den ich mit so vieler Mühe aus einer Wildnis in fruchtland umgegraben, grühten die halbreifen Früchte, der Gravensteiner, die Köstliche von Charneuz, die gute Louise von Moranches und der rauhe Lederapsel. Die Blumen auf dem Balkon leuchteten so rot, so bedeutungsvoll rot. Und hinter den geschlossenen Vorhängen ruhte das schöne, friedliche Schaffen von vielen lieben und leiden Jahren. Das sollte nun alles ein jähes Ende haben.

Da stieg mir ein heißer Zorn auf. Ein heiliger Haß gegen die Feindeswelt, die uns neidig aus diesem Frieden und Fördern riß.

Dann wandte ich mich um und ging die Burggasse hinauf. Im Garten der Hofstaverne war noch ein Händedrücker und Abschiednehmen von lieben Leuten. Ich sah in Tränenaugen und wußte, wer mich lieb hatte. Da ward auch der Händedruck fester, und der Zorn fraß sich tiefer.

Ging rasch die Höhe hinauf, wo das Postauto hielt, da sah ich Miezerl.

Im Taumel hatte ich an das Tierchen gar nicht mehr gedacht.

Jetzt hieß es rasch handeln.

„Miezerl,“ sagte ich, „du mußt dableiben, das Herrle geht ja in den Krieg!“ Wie das klang!

Wie weh mir war!

Ich stellte Koffer und Säbel hin und nahm Miezerl auf den Arm. Wie es mich ansah! Ich trug es in die Wirtsküche und schlug die Türe zu. Dann lief ich davon, um das Geheule nimmer zu hören.

In einer Staubwolke flog das Postauto heran. Wilde Gefellen winkten in Hemdsärmeln daraus, sangen und schrien Hurra.

Ich konnte weder singen noch schreiben.

Die Sommergäste und die Hofwirtin, deren Mann schon gegen Serbien fuhr, taten mir eine letzte Liebe. Sie standen am Weg, als das heiße Auto vorbeifuhr, und winkten. Und eine Dame aus Wien hob etwas Weißes, Zappelndes hoch: Miezerl.

Miezerl, Miezerl, Miezerl!

Da hab' ich das Tierchen zuletzt gesehen.

Und dann ging es rasch in das Große, Neue, Wilde hinein.

Am Bahnhof in Passau stand der alte Justizrat, dem gab ich den versiegelten Umschlag mit meinen letzten Menschendingen. Da küßte mich der weißhaarige, wunderliche Mann in der heißen, tosenden, hurraschreienden Menge, daß ich mich schämte. Und war doch froh, daß mir in dieser Stunde kein schluchzendes Mädel am Halse hing, daß mir ein Mann den Scheidekuß gab.

So zog ich unbesorgt und frei in das wilde Wesen, das heiß über die Horizonte heraufwirbelte. Ich dachte nur immer drei Worte: Sieg, Ehre, Tod.

An die ersten Tage habe ich kein Erinnern mehr. Dann waren wir in Frankreich.

Und die Dinge, die uns anfangs mit Schauern und Schrecken erfüllten, kamen an uns heran wie Alltäglichkeiten,

und wir gewöhnten uns so sehr an sie, daß wir der Dinge vor diesem neuen Leben wohl ganz vergessen hätten, wenn uns nicht ab und zu ein Feldpostbrief oder eine Liebesgabe an die verschollenen Zeiten gemahnt hätte.

Wie seltsam war mir, als ich nach vielen Wochen in Feindesland die erste Kunde aus der Heimat in Händen hielt.

Verzeiht, ihr Lieben, die ihr mir durch Bande des Blutes oder der Seele verbunden seid, wenn euch mein Gedanke nicht zuerst suchte. Ich dachte oft an euch, immer aber, wenn mir der Feind Zeit ließ, dachte ich an Miezertl.

Immer sah ich's im Geiste, und dann kam dieser Brief vom getreuen Nachbar.

Und da las ich:

Miezertl weint und winselt Tag und Nacht.

Miezertl liegt die ganze Zeit vor dem stillen, toten Hause, springt an der Tür hoch, aber niemand ist, der ihm aufsteht.

Miezertl läuft alle Wege, die wir im Sommer selbanded gingen, allein und schnuppert und sucht nach dem Herrle.

Die Leute haben ein rechtes Mitleid mit dem treuen Tierchen, aber niemand kann ihm sagen: Miezertl, sei still, das Herrle ist ja im Krieg. Denn das Miezertl hört ja nicht.

Und einmal hat der Nachbar das Hündchen doch ins Haus gelassen. Da lag es durch drei Tage vor meiner Studierstube, wedelte, winselte, scharrte und kratzte. Niemand durfte sich Miezertl nahen; denn es fuhr wütend und zahnweisend auf die Leute los, die es mit ihr doch gut meinten.

Endlich, als es ganz erschöpft war, ließ es sich wegtragen.

So schrieb mir der gute Nachbar; denn er meinte es ja auch gut . . .

Aber ich dachte: Miezertl, wären wir beisamen — oder tot, wir beide. Und beim stillen, seliglächelnden Fraule, damit der Jammer ein Ende hätte.

Wären wir in Licht, in Ruhe, in Frieden . . .

So leiden nicht bloß die Menschen Unsägliches in diesen wilden Zeiten. Was leiden die Hunde daheim, deren Herrle draußen ist, und die Kasse im Felde. Hunde und Kasse, die edlen, die Menschen vertrauten!

Und gar mein armes, armes Miezertl, das gar niemand kannte und liebte als mich! Dem man nicht einmal gütlich zureden konnte, weil es ja nicht hörte.

Und da, in jener grausamen, einsamen, verlassenem Nacht, da ich unerkannt, von Feindes Seite kommend, stundenlang im Feuer der eigenen Leute lag, als mich die Geschosse der Freunde und Brüder suchten, die mir heiße Erde ins Gesicht spritzten, in dieser Nacht habe ich heiß für das arme Tierchen gebetet: „Herr, laß ein Ende sein um der schuldlosen Tiere willen!“

Der Mensch kann denken und sich in jeder Lage noch einen Lichtblick, einen Hoffnungsschimmer erhaschen, er hat ein sicheres, heiliges Ziel in den Dingen jenseits dieses Lebens, Worte des ewigen Lebens stehen trostreich im Herzen, auch in der Verzweiflung noch — aber die Tiere weinen und wimmern hoffnungslos, trostlos, dem blindwütigen Schmerz restlos ausgeliefert.

Herr, mach ein Ende diesem Grausamen!

Um der leidenden Tierheit willen.

Verzeiht mir, ihr Lieben, die ihr mir mit Banden des Blutes oder der Seele verbunden seid, mein Sehnen und Denken aus der Feldschlacht oder dem schwarzen Granatenhagel wanderte immer zuerst zu meinem armen, armen Miezertl heim. Ein Urgefühl des Herzens und tiefsten Mitleidens mit dem winselnden Tiere, das um mich, nur um mich Wahnsinnsqualen erduldet aus lauter Treue, aus einziger Anhänglichkeit.

Wie brannte mir der Brief des wohlmeinenden Nachbarn am Herzen — ich konnte ihn nur einmal lesen.

Aber im Geiste sah ich immer mein gutes Miezertl, wie es nach mir die Wege absuchte, wie es vor der summen Haustüre saß und Einlaß begehrte, all sein Jammer und Wehleid um das Herrle verloren war.

Die Männerstimmen riefen Hurra, als wir hinausfuhren. Blühende Wangen und leuchtende Augen hatten wir damals. Dann wurden wir härtig und bleich.

Und nach Wochen wehen Leides hörte ich aus Frauenmund in einem Kriegslazarett: „Sie kommen heim.“

Unglaublich klang das!

Aber das dritte Mal glaubte ich.

Und mein Herz sprang voraus wie ein tolles Hündchen und jubelte: Miezertl, Miezertl, das Herrle kommt!

Eine endlose Fahrt durch Feindesland, ein jagender Zug durch Deutschland. Heim, heim!

Unglaublich!

Wieder rattert ein Postauto durch den Neuburger Wald. Stille Frauen sitzen drinnen, die Männer und Brüder und Söhne im Felde haben.

Und dann hält es an der Stelle, wo ich vor vielen Monden — oder ist's eine Ewigkeit? — Miezertl zum letzten Mal gesehen.

Das Herz schlägt mir an den Hals, ich höre und sehe nichts. Und auf einmal stehe ich in der Hofwirtschaft. Ueber den roten Estrich her höre ich es trappeln, Miezertl . . .

Jetzt steht sie mich.

Erschrocken duckt sie sich, schaut um sich.

Dann kommt sie schnuppernd nahe, beschnüffelt die lehmgelben Stiefel, daran noch französische Erde klebt, und dann wittert sie nach oben — jetzt ist's da, das Erkennen, das Wiedersehen. Heulend springt sie hochauf an mir empor, alles Leid der Vergangenheit klagt sie mir. Wieviel und wie tief muß das sein, weil es kein Ende nimmt!

Ein rostiger Riegel kreischt im alten Schloß der Haustüre zurück, Staub wirbelt auf Böden, Treppen knarren, Türen stöhnen von den Schränken geistern die roten Siegel. Ein altes heiliges Buch liegt aufgeschlagen am Schreibtisch, ein liebes, lächelndes Bild grüßt von der Wand.

Und wieder wirft's mich ins Knie.

Ich kann nicht beten.

Ich kann nicht weinen.

Ich kann nicht lachen.

Ich knie nur und lese das allgewaltige, heilige Wort: „Per omnia saecula saeculorum.“

Und hinter mir wedelt und winselt Miezertl, Miezertl, Miezertl.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Kampf in den Bergen.

Das Land der Schönheit! Das Land der tiefdunklen Wälder, in denen wir oft träumten, der gipfelstolzen Berge, die in den klaren Himmel ragen, zu deren wolkenumwetterten Häuptern unsere Sehnsucht, unsere Gedanken emporschwebten. Die Welt des Erhabenen! Statt der Amsel singt jetzt die Kugel durch den Taun; zwischen den Krümmföhren im Hochgebirge, die am klaren Boden hintrieben, schleicht der Tod. Haubitzen donnern und unsere gewaltigsten Granaten laufen zwischen splitternden Stämmen in das wunde Erdreich, speien Springskuten von Staub und Stein. Menschen, ätzende, wälzen sich in ihrem Blut, Almbüchten, friedliche Häuschen erbäufener Behaglichkeit, langsam saurer Erwerb, spritzen spreuereich in die Luft auf. Der Welsche, der räuberische Nachbar, blutet um gewaltigen Gewinn. Unseren Boden will er uns entreißen! Er will dem Deutsch-Tiroler das Heimatland rauben, unter den Füßen weg. Aus dem Buschwerk um den Rifurinasee herum steigen in steilen Bögen italienische Geschosse zur Plattform des Monte Piano empor. Vom Piano hageln unsere Schrapnell's Antwort in die Tiefe; sie stoben tödlich Blei auf die eisen, blauen Dahnensfederbüsche der Alpini. Die schwarze Kiens, die, mit abgemürbten Erklimmern hoher Bergaberrlichkeiten beladen, zu Tal schäumt, hört über ihrem grollenden Gisch, zwischen bebenden Felswänden, das Rollen modernster Geschütze. Die Genssen, in ihrer Heimlichkeit, erschauern. Bissher kannten sie nur den Jäger, den einsam verstiegenen, und dessen Kugelwiff, der ihr Herz schlagen machte. Denn kein Mensch dringt sonst in diesen verborgenen Gamskar ein, kein Fuß verliert sich hin, wenigstens keiner von all den Besuchern, die alljährlich ins Tal kommen.

Nur die Eingeborenen wissen etwas davon. Er liegt schluchtenzerissen, wo der Piano steil zur Niens abhängt. Ich selbst habe mich einmal zufällig dorthin verirrt, als ich noch ein Neuling in den Bergen war und Pfade aufsuchte, die nur Neulinge finden; wider Willen natürlich; und nicht unter den angenehmsten Erlebnissen.

In diesem Tale verrichtet die Niens Totengraber: sie trägt die drei Bienen ab. In Winternächten seht und flüht sie brausend das bröckelnde Gestein in Kiesel und hausgroßen Felskrümmern nach Landro hinein. Aber noch ragen trobia und herrlich die drei Trümmerburgen in ihrer starren Felsennacktheit; an ihrem Fuß, auf dem Toblacher Nibel, nisten im Geräusch unsere Batterien, eingegraben, dem Auge des Feindes unsichtbar, wie die Gemse im weltverlassenen Kar. Und von hier feuern ihre Schlände prachtvoll, machtvoll Verderben ins italienische Land hinein, gleichsam, Weiten überspannend, Höhen beherrschend. Der Kampf um die Heimaterde, der bittere und erbitterte, wird zum Fest der Natur.

Der Tiroler liebt diese Erde. Haben nicht erst jüngst, gleich beim Ausbruch des Krieges mit Italien, die Schützen dieser Berge, die an der Front in Kuhländkämpfen, darum gebeten, zurückschick zu werden in ihre Heimat? Sie wollen ihre Berge selbst verteidigen. Sie verstehen dies gewiß am besten. Auf diesem störrischen Boden, in diesem besaubernden Labyrinth von getürmten Steinen und graulichen Klüften ist wohl niemand mehr daheim, niemand mit jedem Pfad inniger vertraut, in diese Scholle sterblicher Verliebte. Schon als kleiner Knabe, dessen Füßchen in harten, schweren, penogetten Schuhen steckten, war er unermüdetlich auf Räume geklettert, mit dem Eichhörnchen um die Wette, hat sich durch Kaxe und Kamine geradert, bis Sehne und Fleisch hart und herb wurden, und unwillkürlich der Gleichmut im Ertragen von Strapazen beim Jagen des Wildes. So haben sie schon vor hundert Jahren gekämpft. Das ganze Aufgebot, alle Mannen auf den Dörfern, vom Kinde an bis zum Greis. Damals gab es noch keine Geschosse, die die Munitionsfabriken des Staates gleich zu Millionen lieferten. Da gossen die Schützen ihre Kugeln selber, und da sie kein Blei hatten, nahmen sie das des Feindes. Ihre Jungen, halbwüchsige Kerle, kaltblütig und verwegen, krochen im Schußfeld umher und suchten die verlorenen Kugeln, die der Feind unnütz verschossen. Hinter einem sicheren Felsen stand ein weißhaariger Bauer, dessen Kräfte zum Schießen nicht mehr reichten, hinter einem eisernen Kessel, gab die Kugeln, gab jeder einzelnen seinen Segen. Auch die Frau fehlte nicht: das lächne Mädchen von Spinges, das an der Kirchhofsmauer, wo gegen den Ansturm der Franzosen verzweifelt gekämpft wurde, sein zartes, warmes Blut vergoß.

(Die Zeit.)

*

Den Kindern.

Ihr wißt nichts von der Zeit,
Wißt nur, daß irgendwo im Weiten
Ein Krieg geschlagen wird,
Und zimmert Holz zu Schwert und Schild und Speer
Und kämpft im Garten selig euer Spiel,
Schlägt Zelte auf,
Traut Binden mit dem roten Kreuz,
Und hat mein liebster Wunsch für euch Gewalt,
So bleibt der Krieg
Für euch nur dunkle Sage allezeit,
So steht ihr nie im Feld
Und tötet nie
Und lachtet nie aus brandzerstörtem Haus.
Dennoch sollt ihr einst Krieger sein
Und sollt einst wissen,
Daß dieses Lebens süßer Atem,
Daß dieses Verjährt liebes Eiaentum
Nur Leben ist, und daß durch euer Blut
Vergangenheit und Abenerbe
Und fernste Zukunft rollt,
Und daß für jedes Haar auf eurem Haupt
Ein Kampf, ein Weh, ein Tod gelitten ward.
Und wissen sollt ihr, daß der Edle
In seiner Seele immer Krieger ist,
Auch der nie Waffen trug,
Daß jeden Tag ein Feind,
Daß jeden Tag ein Kampf und Schicksal wartet.
Vergesst es nicht!
Gedenkt des Bluts, der Schlachten, der Zerdrümmung,
Auf denen eure Zukunft ruht,
Und wie auf Tod und Opfer Vieles
Das kleinste Glück sich baut!
Dann werdet ihr das Leben lodernder
Und werdet inniger einst den Tod umarmen.

Hermann Gesse (im „Mars“).

Aus dem Buche der Natur.

Vom Grislybären. Nach allem, was ich vom Grisly gehört hatte, schreibt Barso, mußte ich annehmen, daß er eines der wehrhaftesten und bösesten Geschöpfe der Welt sei, und daß der Mann, der ihm entschlossen entgegenzutreten wagte und ihn tötete, eine hervorragend mutige Tat vollführt habe und einen höchsten Rang unter den Jüngern Nimrods verdiene. Davon war ich fest überzeugt und hätte mich auch sicherlich geschaut, auf ein solches Tier zu schießen, wäre ich ihm allein und zu Fuß begegnet. Der Grisly ist gewiß der Herr der amerikanischen Wildnis und hat, was Stärke anbetrifft, vielleicht nicht seinesgleichen auf Erden. Aber meine Ansichten bezüglich seines Mutes und Neigung anzugreifen, haben sich wesentlich geändert, nachdem ich einige Erfahrungen im Weidwerke gewonnen habe. Als ich 1858 einmal über das Tafelland zwischen der Gabelung des Platteflusses ritt, trieb ich unversehens auf eine starke, graue Bärin mit zwei Jungen, welche meilenweit von irgend welchem Holzbestande, beaglich auf der offenen Prairie lagen. Da ich hier zum ersten Male dem Schreckenstiere allein begegnete, noch dazu einer Mutter mit ihrer Nachkommenschaft, wird man begreifen, daß ich nicht wenig aufgeregt war. Ich beschloß aber, den Angriff zu wagen. Mein Pferd war durchaus zuverlässig. Nachdem ich Sattelzeug und Waffen nochmals geprüft hatte, näherte ich mich bis auf 100 Schritte; da erst bemerkte mich die Bärin, richtete sich vorn hoch und äugte scharf nach mir. Diesen Augenblick benutzte ich, um zu feuern, fehlte jedoch, worauf die Bärin mit den Jungen schleunigst Reißhau nahm. Ich verfolgte sie und schoß ihr eine Kugel in das Hinterteil, worauf sie ihre Schnelligkeit verdoppelte und ihre Jungen feig im Stiche ließ. Als ich letztere überholte, begannen sie laut zu klagen, aber die Bärin blickte nur dann und wann flüchtig nach ihnen zurück, ohne etwas zu ihrem Schutze zu tun. Ich verfolgte sie, scharf reitend, mehrere englische Meilen weit und gab ihr vier Kugeln, bis sie endlich zusammenbrach.



Luftige Ecke.

Von den in Flandern kämpfenden Engländern erzählt man sich folgende Geschichte: Es sind tapfere Soldaten, und auch die jungen Rekruten geben den alten Mannschaften nichts nach. So stand auch einer unter ihnen, der aus London stammte, tapfer seinen Mann. Nur in seinem ersten Gefecht war er etwas nervös. Ein Freund von ihm stand in dem Glimde vor ihm und jedesmal wenn die Kugeln zu fliegen begannen, duckte sich dieser Freund, worauf der Londoner aufgeregt und vorwurfsvoll schrie: „Weh, Jim, duck dich nicht! Ich stehe hinter dir!“

Die junge Frau hatte Mary, die erst seit einer Woche in Amerika war, als Hausmädchen gemietet. Am ersten Tage sprach sie zu ihr: „Mary, nun werde ich mit ihnen durch das ganze Haus gehen, und Ihnen genau zeigen, was Sie zu tun haben.“ Dann gab sie ihrem Gatten einen Kuß und machte die Runde mit dem neuen Mädchen. Am nächsten Morgen, als die junge Frau mit ihrem Gatten beim Frühstück saßen, sah sie zu ihrem Entsetzen, wie Mary ins Zimmer trat, heftig erröthend auf den jungen Mann zu ging, ihn mit ihren Armen umschlang und ihm einen Kuß gab.

Eines Morgens kam ein Herr lächelnd in seinen Klub und sagte: „Jungens, ich fürchte, gestern abend habe ich mehr Wein getrunken, als mir gut war.“ — „Wieso?“ fragte einer seiner Freunde. — „Seht, heute morgen, als ich zum Frühstück kam, sagte meine Frau zu mir: „Wilhelm, was war letzte Nacht mit dir los? Du standest eine ganze Weile bei meinem Bett und gucktest mich an und sagtest schließlich: „Ich könnte darauf schwören, daß ihr beiden Mädels euch so ähnlich seht, daß ihr Schwestern sein könntet.““

Ein Irländer stand wegen eines kleinen Vergehens vor dem Polizeirichter, und dieser fragte ihn: „Ist hier irgend jemand anwesend, der Ihnen ein gutes Zeugnis ausstellen kann?“ — „Ja, Euer Ehren,“ war die schnelle Antwort, „der Scheriff dort.“ — Worauf der Scheriff Zeichen großen Erstaunens gab. „Aber Euer Ehren,“ erklärte er, „ich kenne den Mann überhaupt nicht!“ — „Hören Sie, Euer Ehren?“ sagte der Irländer triumphierend. „Bedenken Sie, daß ich seit zwölf Jahren hier in den Vereinigten Staaten wohne, und der Scheriff kennt mich nicht! Ist das nicht ein gutes Zeugnis?“